



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Dg.: Careys Bedeutung für die Socialpolitik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Careys Bedeutung für die Socialpolitik.

Im Jahre 1859 gab der Amerikaner Carey sein großes, drei starke Bände umfassendes Werk „über die Principien der Socialwissenschaft“ heraus. Von dieser hervorragenden Schrift ist im Laufe dieses Jahres der letzte Band der deutschen Uebersetzung erschienen. Es ist zu erwarten, daß diese Veröffentlichung einen sehr großen Einfluß auf die Gestaltung der volkswirtschaftlichen und socialpolitischen Ideen gewinnen werde. Wenn man erwägt, was die nicht viel länger als ein Jahrzehnt in Deutschland bekannten (von Prince Smith übersetzten) „ökonomischen Harmonien“ Bastiats bereits gewirkt haben, so kann man die Erfolge nicht leicht überschätzen, welche Careys Principien der Socialwissenschaft in Aussicht stehn. Bastiats Harmonien sind ein nur halb vollendetes Werk und übrigens zur schulmäßigen Propaganda ihrer losen und äußerlich wenig systematischen Form wegen gar nicht besonders geeignet. Dennoch bilden sie jetzt den Codex, aus dessen Geseßen sich die ganze praktische Socialpolitik, die sich vornehmlich in der Arbeiterbewegung wirksam zeigte, mit dem nöthigen theoretischen Nützzeug versehen hat. Nun sind aller Aehnlichkeit und sogar Uebereinstimmung ungeachtet die Schöpfungen der erwähnten beiden Denker so grundverschieden, und es ist der von großartigen welthistorischen und naturwissenschaftlichen Anschauungen bewegte Carey dem reizenden und elegant dialektischen Bastiat in vielen Hinsichten so sehr überlegen, daß man sich kaum irren kann, wenn man erwartet, daß von seinen noch obenein für unsere Zustände besonders anzüglichen Ideen allmählig ein großer Umschwung herbeigeführt werden wird.

Es würde vermessen sein, auf wenigen Seiten die Bedeutung eines Werkes und eines Mannes würdigen zu wollen, der vielleicht bestimmt ist, unmittelbar nach Adam Smith und als der zweite Vater wenn nicht der Volkswirtschaftslehre — denn diese hat keine zweite Erzeugung nöthig — so doch der Socialwissenschaft genannt zu werden. Wir beschränken uns daher darauf, die Hauptverdienste, die unser Denker anerkanntermaßen um die Förderung der eigentlichen Volkswirtschaftslehre hat, kurz hervorzuheben, und dann zu einer gedrängten Kennzeichnung seiner bis jetzt in Deutschland noch sehr wenig besprochenen und noch weniger gewürdigten socialpolitischen Anschauungen überzugehen.

Ehe noch die Principien der Socialwissenschaft erschienen, war Carey bereits durch seinen volkwirtschaftlich sehr folgenreichen Satz, „daß die Cultur ursprünglich auf dem schlechtesten Boden beginne und allmählig zu besserem Acker übergehe“, seinen Fachgenossen bekannt geworden. Dieser Satz, dem wir einige Erläuterungen beifügen müssen, wurde ein paar Jahre vor dem Erscheinen der bastiatischen Harmonien veröffentlicht. Doch verräth der französische Denker noch keine Kenntniß desselben, wie denn überhaupt Bastiat seine namhaften Theorien ganz übereinstimmend mit Careys ein Jahrzehnt älteren (1837 publicirten) Aufstellungen ausführt, ohne die Priorität des Amerikaners zu kennen. Erst durch die Auffindung des erwähnten Gesetzes, demzufolge die Bodencultur einen der gewöhnlichen Ansicht gerade entgegengesetzten Verlauf nimmt, wurde Carey in den Stand gesetzt, ein eigentliches System aufzustellen. Auch ist er in der That von der Wichtigkeit und Tragweite seines auf die Beobachtung der amerikanischen Ansiedlungen gestützten Satzes so sehr durchdrungen, daß er keinen Anstand nimmt, dabei an Copernicus und Kepler zu erinnern und für die volkwirtschaftslehre das Ende der so zu sagen noch ptolemäischen Anschauungsweise vorauszusagen. Ihm steht eine politische Oekonomie, die noch an den malthusischen Bevölkerungsvorstellungen und an Ricardos Lehre von der Bodenrente festhält, auf einem Standpunkt, für den keine Vermittlungen, sondern nur Umkehrungen der bisherigen Theorie von Nutzen sein können. Carey glaubt nun diese Umkehrungen zu vollziehen und datirt von der Anerkennung einiger der erheblichsten unter den neuen Gesetzen eine fruchtreichere Aera der volkwirtschaftslehre.

Wenn die Cultur zuerst auf dem schlechteren Boden beginnt, so stellt sich ein immer wachsender Ertrag in Aussicht. Die geschichtliche Entwicklung des Menschengeschlechts gestaltet sich alsdann harmonisch. Mit der zunehmenden Bevölkerung wächst auch die Kraft, die Hindernisse zu überwinden, welche sich der Bebauung des fruchtbareren Bodens ursprünglich entgegenstellen. Arbeit und Genuß werden auf diese Weise in Uebereinstimmung gesetzt. Die Natur belohnt die größere Anstrengung auch mit größerem Erfolge. Die zahlreichere Bevölkerung, deren wirtschaftliche Macht durch Theilung der Arbeit und mechanische Erfindungen gesteigert ist, vermag es, sich den Zugang zu dem vollen Bodenreichthum der Natur zu eröffnen. Wäre der Verlauf der Cultur ein entgegengesetzter, so würden sich unvermeidlich die traurigen ricardoschen Perspektiven eröffnen. Nachdem zuerst der allerbeste Boden bebaut worden wäre, müßte allmählig immer schlechterer Acker in Angriff genommen werden. Die Noth in der Gestalt einer — wie das Schlagwort der malthusischen Schule lautet — „auf die Lebensmittel drängenden Bevölkerung“ würde unvermeidlich zu dem immer karglicher lohnenden Geschäft der Bebauung des früher verschmähten Landes treiben. Die einzige Gesellschaftsclassen, welche, nach Ricardos offe-

nem Eingeständniß, bei diesem Hergange gewinnt, würden die Grundbesitzer sein. Letztere würden um so größeren Gewinn machen, je fruchtbarer ihr Besitz im Verhältniß zu den später angebauten Ländereien wäre. Nur der Inhaber der jeweilig zuletzt in Angriff genommenen Bodensorte würde nichts vor einem gewöhnlichen Capitalisten voraus haben. Dagegen ergibt sich für jeden Grundherrn, der noch überhaupt einen Hintermann hat, eine eigentliche Bodenrente, d. h. ein solcher Ertrag aus dem Preise der Bodenfrüchte, welcher auf Rechnung der bloßen Naturvorzüge zu setzen ist. Denn da die Preise der Rohproducte völlig unabhängig von dem Umstande ihrer Erzeugung bleiben müssen, so muß aller Unterschied der Ertragsgröße, welcher auf den Naturvorzügen des Bodens beruht, dem Grundherrn zu Gute kommen und wird nicht den geringsten Vortheil für den Zuwachs der Bevölkerung, der zur Bebauung des schlechteren Bodens nöthigt, abwerfen. Auf diese Weise steigert sich die Macht des Grundbesitzes; der Mensch in Masse wird immer abhängiger von der Natur und muß allmählig in die Sklaverei der Grundherrn gerathen. Denn nur letztere sind es, deren Macht sich auf Kosten der übrigen socialen Classen fortwährend steigern muß.

Schon eine gewöhnliche historische Bemerkung genügt, die äußersten Consequenzen der ricardoschen Ansicht verdächtig zu machen. Im Großen und Ganzen ist der Mensch immer unabhängiger von der Natur und von Seinesgleichen, d. h. immer freier geworden. Die Zustände der Bodenknechtschaft, welche den Horizont des ricardoschen Standpunktes bewölken, sind für den unbefangenen Historiker die rohen Einleitungsstadien der Cultur. Wie Ricardos Saß, so sind auch dessen Consequenzen völlige Umkehrungen des natürlichen Sachverhaltes. Die Strömung der Geschichte wird umgewendet, die Vergangenheit wird zur Zukunft, und das ganze menschliche Streben wird als durchaus unharmonisch mit den Veranstaltungen der Natur aufgefaßt. Diese düsteren und peinlichen Ansichten sind nun von Carey an ihrer Wurzel angegriffen worden. Der für den Laien der Volkswirtschaft in der That unscheinbare Saß über den weltgeschichtlichen Gang der Besiedelung ist von einem solchen Gewicht, daß durch ihn ein großer Theil der Dekonomistik der englischen Schule aus den Angeln gehoben wird. Eine Vertheidigung der malthus'schen Lehre, der zufolge zwischen Bevölkerungszunahme und möglicher Vermehrung der Lebensmittel ein naturgesetzliches Mißverhältniß besteht, ist kaum mehr mit einigem Scheine möglich. Denn mit Ricardos Ansicht ist auch das malthus'sche Naturgesetz untergraben.

Die von Carey verdrängte Vorstellung war ein Erzeugniß bloßer Schlüsse. Man meinte, der Mensch werde jederzeit klug genug gewesen sein, den ertragreichsten Boden zum Gegenstand der ersten Bebauung zu machen. Allein man vergaß, daß der Wunsch, mit dem ergiebigsten Acker zu beginnen, auf unüberwindliche Hindernisse treffen mußte. Das erste selbstthätige Eingreifen des Men-

schen mußte da geschehen, wo die Natur die geringsten Hemmungen entgegensezte. Nun liegt aber der fruchtbare Boden in den feuchten, ursprünglich meist ungesund und überdies der Entwässerung bedürftigen Niederungen und Flußthälern; er ist außerdem mit einer üppigen Vegetation bedeckt, deren Wucherung überwunden werden muß. Diesen Voraussetzungen der Bewältigung des besseren Bodens sind aber die ersten dünnen Bevölkerungen mit ihrem geringen Maß von Industrie nicht gewachsen. Der vortheilhafteste Boden ist daher für den ersten Ansiedler derjenige, welcher sich am leichtesten bearbeiten läßt, nicht aber der, welcher die meisten Pflanzennährstoffe enthält. Die Cultur beginnt daher naturgemäß auf den Bergabhängen und steigt erst allmählig in die Flußthäler nieder. Auf jenen Abhängen giebt es eine natürliche Entwässerung, die von der Schwerkraft verrichtet wird; dort braucht der Boden nicht tief aufgewühlt zu werden, und es genügen daher zu seiner Bearbeitung die unvollkommenen Werkzeuge der noch in der Kindheit befindlichen Industrie. Wächst nun aber die Macht des Menschen mit der Dichtigkeit der Bevölkerung und der Combination der Arbeitskräfte; werden technische Erfindungen gemacht, welche die Naturkräfte zur Dienstbarkeit nöthigen, so kann nun die vereinigte und künstlich gesteigerte Macht auch die schwieriger zugänglichen Bodengattungen der Cultur unterwerfen und schließlich damit endigen, sogar Sümpfe auszutrocknen und die der Gesundheit und dem Leben bisher feindlichen Verhältnisse mancher Landstriche abzuändern.

Carey weist mit Vorliebe darauf hin, daß die alte und allgemeine Ansicht eigentlich nur ein Erzeugniß der im Studirzimmer befangenen Speculation gewesen sei. Er ist stolz darauf, einen wirklichen Erfahrungssatz an die Stelle eines irrthümlichen Schlusses gesetzt zu haben. Dennoch würde man fehlgreifen, wenn man Carey für einen Gegner der theoretischen Speculation hielte. Kein anderer namhafter Schriftsteller ist mit Verallgemeinerungen und mit der Annäherung der Social- und der Naturgesetze so kühn vorgegangen, als gerade Carey.

Die zweite volkwirtschaftliche Aufklärung, durch welche sich unser Amerikaner schon allein einen Namen gemacht haben würde, hängt bereits enger mit der speculativen Seite seiner Nachforschungen zusammen. Die kritische Umgestaltung der gemeinen Ansicht über den Grund der Werthbestimmungen der wirtschaftlichen Dinge ist ein glänzendes Zeugniß für den logischen Sinn ihres Urhebers. Man kennt diese neue Ansicht vom Werthe in Europa hauptsächlich nur aus Bastiats Harmonien, in denen sich, wie schon oben gesagt, keine Spur einer Kenntniß der Schriften des Amerikaners verräth. Die sogenannte Theorie des Werthes wird daher auch noch heute fast regelmäßig und ausschließlich auf Bastiat als ihren einzigen Vertreter zurückgeführt, und man kümmert sich bis jetzt noch nicht sonderlich um die einfachere und kürzere Darstellung Careys.

Obwohl die Ansichten von den Werthen und Preisen keinen unmittelbaren Zusammenhang mit der socialpolitischen Bedeutung Careys haben, so können wir doch nicht umhin, zur Ergänzung des Bildes der rein volkswirtschaftlichen Eigenthümlichkeiten unseres Denkers auch jene rein begriffliche Lehre in einigen Zügen anzudeuten.

Die alte und allgemein herrschende Ansicht vom Werthe der wirtschaftlichen Güter bestand in der Annahme, daß das Bedürfniß des Menschen der Maßstab des eignen Werthes der Dinge sei, und daß die Preise nichts als Gegenbilder der Grade dieses Bedürfnisses vorstellten. Auf diese Weise wurde die Nützlichkeit oder Brauchbarkeit der wirtschaftlichen Erzeugnisse zum theoretischen Werth- und Preismesser gemacht. Der Gebrauchswerth sollte im Allgemeinen die Grundlage des Verkehrswerthes oder Preises sein. Carey trennte nun schon vor länger als einem Vierteljahrhundert die Nebel dieser Ideenconfusion. Er unterschied streng zwischen der unmittelbaren Werthschätzung auf Grund des Naturbedürfnisses und zwischen der Bestimmung der Verhältnisse von Leistung und Gegenleistung. Die erstere Rücksicht kommt nur in ganz untergeordneter Weise in der Preisbestimmung zur Geltung, während die letztere den eigentlichen Maßstab für die wirtschaftliche Werthschätzung abgiebt. Der Werth haftet nicht an den Eigenschaften der Dinge, sondern bestimmt sich unmittelbar durch die Abwägung gegenseitiger Dienstleistungen. Er kann daher auch nicht in einem directen Verhältniß zur Nützlichkeit stehen, sondern wird im Gegentheil sehr häufig gerade dann hoch sein, wenn die Brauchbarkeit gering ist. Aller Werth rührt von der menschlichen Thätigkeit und Macht her. Die Naturkräfte an sich selbst sind nach Careys Ansicht völlig unentgeltlich. Im Verkehr werden nur Dienstleistungen gegen Dienstleistungen ausgetauscht, wodurch sich, um hier einmal Bastiats schöne Wendung zu brauchen, „zwar kein Communismus, aber eine Communität der Natur“, d. h. eine allgemeine Antheilnahme an den Erfolgen der Volkswirtschaft ergibt.

Diese neue Lehre vom Werthe ist gegen den falschen Socialismus gerichtet, welcher Grundeigenthum und wohl gar auch Capitalbesitz als verwerfliches Privilegium zur egoistischen Ausbeutung der Naturkräfte ansieht. Doch dürfen wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß diese polemische Seite bei Carey gänzlich zurücktritt, dagegen bei Bastiat, dessen Harmonien direct gegen den Socialismus und vielfach speciell gegen Proudhon gerichtet sind, die Hauptrolle spielt. Die Dimensionen der careyschen Anschauungen sind zu groß, um an der Erscheinung des Socialismus besonders zu haften. Er versteht die Aufgabe der Socialpolitik in einem so hohen Sinne, daß ihm für die abnormen Störungsercheinungen, welche neuerdings Frankreich erschütterten, kaum ein Wort zu verlieren nöthig scheint. Aller geschichtlichen Rückblicke ungeachtet bleiben die modernen Erscheinungen auf dem Boden Frankreichs fast unberührt. Während

die wirthschaftliche Geschichte aller Länder und auch ganz besonders Frankreichs zur Belegung der neuen Aufstellungen entrollt wird, bleibt der Socialismus fast unbeachtet. Diese uns nicht ganz gewohnte Vernachlässigung erklärt sich theils aus dem Standpunkt des Amerikaners, theils aus der, wie gesagt, welt-historischen Perspective seines ganzen Systems. Carey liebt es, manche Verirrungen indirect und stillschweigend zu widerlegen, und zu diesen gehören auch die socialistischen Träume, denen noch ein Stuart Mill eine längere Darstellung widmet. Dagegen läßt es Carey sich angelegen sein, die von ihm für irrthümlich gehaltenen praktisch bedeutsamen Ansichten der Zeitgenossen ausführlich zu widerlegen und unermülich zu bekämpfen. Auf diesem Gebiet ist seine socialpolitische Bedeutung vornehmlich zu suchen, und wir werden sogleich an einigen seiner hervorragenden Aufstellungen erfahren, wie wohlthätig er mit seiner Kritik den dogmatischen Glauben an gewisse Zeitvorstellungen angreift.

Um gleich mit derjenigen Ansicht zu beginnen, welche mit den herrschenden Principien am meisten in Widerspruch steht, so ist Carey, nachdem er in seinen früheren Werken den allgemeinen Glauben an die wohlthätigen Wirkungen des Freihandels gehuldigt, schließlich fast — zum Schutzzöllner geworden. Ich sage absichtlich „fast“; denn zwischen den gewöhnlichen Anhängern des Schutzzolles und zwischen der Art, wie Carey ihn vertheidigt, besteht ein erheblicher Unterschied. Jene lassen sich von den unmittelbaren Interessen leiten, und diese Interessen sind in den meisten Fällen nur die ausschließlichen Vortheile einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe. Carey ist, wie er uns selbst sagt, erst ganz zuletzt durch den nothwendigen Zusammenhang seiner Grundanschauungen und durch die Beobachtung der wechselnden Politik der Vereinigten Staaten genöthigt worden, seinen ursprünglichen guten Glauben an das Freihandelsprincip aufzugeben. Indem wir es versuchen, die Gründe darzulegen, welche Carey wenn auch nicht zum principiellen Gegner des Strebens nach schließlicher allgemeiner Handelsfreiheit, so doch zum Vertheidiger einer unter gewissen Verhältnissen noch heute bestehenden Nothwendigkeit der Schutzzölle gemacht haben, werden wir uns genöthigt sehen, die Hauptpunkte seines ganzen socialpolitisch erheblichen Gedankenkreises zu berühren.

Die politische Decentralisation d. h. die Belebung des localen Gemeindelebens ist ein unserer Zeit geläufiges Thema. Carey tritt nun auch als Vertheidiger der wirthschaftlichen Decentralisation und zwar in dem größten Maßstabe auf. Es ist zunächst die übermäßige Centralisation der Weltindustrie, welche er als entschieden nachtheilig bezeichnet. In der früheren und zum Theil noch jetzt befolgten Politik Englands, sich womöglich zur einzigen Fabrikstätte der Welt und zum alleinigen Inhaber des Handelsapparates zu machen, sieht er das Verderben der Völker. Die Wirthschaften derjenigen Nationen, welche nach dem Muster der englischen Politik d. h. unter dem Drucke und nach den Inter-

essen Englands gestaltet wurden, sind zurückgegangen. Die Zustände Indiens, der Türkei und Portugals werden von Carey unermüdlich als Zeugnisse des von der englischen Centralisation ausgehenden Verderbens vorgeführt. Es ist nicht bloß die bekannte Colonialpolitik Englands, welche mehr als jede andere den Wohlstand der unterworfenen Völker theils vernichtet, theils unterdrückt hat; es ist auch der mehr mittelbare Einfluß Großbritanniens auf die relativ selbständigen Völker, was die Volkswirtschaft eines beträchtlichen Theils der civilisirten Welt benachtheiligt und schließlich dem Urheber des Uebels, dem stolzen Inselreiche selbst gefährlich geworden ist.

Das Princip der wirthschaftlichen Centralisation bringt sich in folgenden Grundsätzen zur Geltung: die erste Regel schreibt vor, die industrielle Entwicklung anderer Völker so viel als möglich unterdrückt zu halten. Auf diese Weise wird für die Centralfabrik ein Monopol geschaffen. Die entfernten Nationen werden genöthigt, ihre Bodenerzeugnisse über den Ocean zu senden, um sie dann verarbeitet und durch den doppelten Transport sowie durch allerlei Steuern und durch ein Heer von profitmachenden Mittelspersonen vertheuert wieder zu kaufen.

Die zweite Regel hängt mit jener ersten eng zusammen und ist so zu sagen das positive Gegenstück derselben. Colonien und mittelbar unterwürfige Völker werden angetrieben, alle ihre Kräfte auf die Erzeugung von Rohstoffen zu wenden und diese Rohstoffe dann nach der Centralstätte zu schicken. Auf diese Weise erwächst nicht nur ein großer Transportgewinn für den Beherrscher des Handelsapparates d. h. den Inhaber der mächtigsten Flotte, sondern es wird auch eine übermäßige Concurrenz im Angebote jener fremden Bodenproducte hervorgerufen und so der Preis des Rohmaterials künstlich gedrückt. Niedrige Preise der Rohstoffe und ebenso unnatürlich gedrückte Arbeitslöhne sind nun aber die beiden wichtigsten Erfordernisse einer sich zum Schwerpunkt aller wirthschaftlichen Kräfte machenden Centralindustrie. Der Fabrikherr und Händler kennen als solche zunächst nur einen einzigen Calcul: sind die Rohstoffe und die Arbeit billig, so können sie auf dem Weltmarkte ungeheure Gewinne erzielen. Es ist daher kein Wunder, daß diese socialen Classen stets auf die Erniedrigung des Preises der Rohstoffe und der Arbeit hinwirken. Großbritannien ist nun als ein einziger großer Fabrikherr und Handelsmann zu betrachten, dessen Politik billig im angedeuteten Sinne ausfallen mußte. Man würde den Engländern Unrecht thun, wenn man sie unmittelbar für die Folgen der einmal vollzogenen Centralisation verantwortlich machen wollte. Das Uebel, gegen welches Carey ankämpft, ist die Duldung dieser Centralisation von Seiten der andern Völker. Der Umstand, daß England sich zum Mittelpunkt der Fabrikindustrie und des Handels gemacht hat, ist schon das ganze Verderben, und die einzelnen Maßregeln der Handelspolitik sind unvermeidliche Consequenzen dieses Umstandes.

Carey verweilt mit Vorliebe bei den Folgen, welche das Princip der wirthschaftlichen Centralisation für England gehabt hat und fernerhin haben wird. Die Aufschlüsse, die wir in dieser Beziehung von unserm Amerikaner erhalten, möchten in einem gewissen Maße auch über unsere Zustände Licht verbreiten. Die englische Industrie arbeitet für die Welt; sie bedarf daher an Ort und Stelle d. h. im eignen Lande einer unverhältnißmäßig großen Zahl Arbeitskräfte. Die letzteren werden nun ganz und gar von den leitenden Inhabern jener Industrie und deren Speculationen abhängig werden müssen; denn sie stehen den letzten Verbrauchern ihrer Arbeit, die über die ganze Erdoberfläche zerstreut sind, zu fern, um mit denselben direct verkehren und verhandeln zu können. Sie müssen sich daher in das Vermittlungsbüreau ihrer Arbeitgeber fügen; sie müssen sich zu den von dieser Seite vorgeschriebenen Bedingungen willig finden, ja sie müssen sich fast auf Gnade und Ungnade ergeben. Hierzu kommen noch die oft gewaltigen Weltstörungen der großen Industrie und Speculation mit ihren Rückwirkungen auf die Chancen der Arbeit. Die Unbeständigkeit der Nachfrage und die sich daraus ergebende Unzuverlässigkeit dauernder und regelmäßiger Beschäftigung steigert die ohnedies schon übermäßige Concurrenz im Angebot der Arbeitskräfte. Die Lage des Lohnarbeiters wird also durch die Centralisation eine höchst bedenkliche. Der Arbeiterstand bildet bald ein Extrem der Gesellschaft, welches unvermittelt einem andern Extrem, dem übergroßen Reichthum der Industrie und des Handels, gegenübersteht. Auf diese Weise untergräbt die übermäßige Centralisation die socialen Zustände auf dem eignen Boden der Centralstätte. Es erzeugen sich Verhältnisse, die zu Theorien Veranlassung geben, wie sie von Malthus und Ricardo ausgesponnen worden sind. Das künstliche Uebermaß im Angebot der Arbeit und die auf diese Weise unnatürlich verschobenen Chancen der Concurrenz werden als eine naturgesetzliche Uebervölkerung gedeutet, und die Noth des Arbeiters, sich mit seinem kärglichen Lohn gehörig zu nähren, findet ihren Ausdruck in Ricardos Anschauungen von einer mit Naturnothwendigkeit steigenden Schwierigkeit, dem Boden reichere Erträge abzugewinnen.

Das britische System strebt, wie wir gesehen haben, nach zwei Zielen, die beide nicht einmal mit dem eignen Wohlstand des Inselvolkes verträglich sind. Es will erstens die Preise der Rohstoffe und zweitens die der Arbeit möglichst gedrückt wissen, damit sich der zwischen diese beiden äußersten Voraussetzungen der Production einschiebende vermittelnde Factor ausschließlich bereichern könne. Auf der einen Seite ist es der dürftige, in seiner wirthschaftlichen Entwicklung gehemmte Bebauer ferner Erdtriche, welcher um den kärglichen Ertrag, den der Verkaufspreis der Rohstoffe auf dem centralisirten Weltmarkte liefert, seine Kräfte vergeuden muß; auf der andern Seite bewegt sich der industrielle Arbeiter fortwährend am Abgrunde der Noth und muß sich glücklich schätzen, wenn er noch überhaupt an irgendeinem Mädchen der großen

Centralmaschine thätig sein darf. So umschlingt das eine verderbliche System die entlegensten Schicksale. So könnten sich die von dem gleichen unheilvollen Princip Betroffenen über die verschiedensten Meere die Hand reichen und einander fragen, welcher Dämon die Einen zu harter und schlecht lohnender oder gar mit Sklaverei zahlender Erdarbeit und die Andern mit dem Glend des spärlich belohnten Fabrikdaseins heimsucht! Dieser Dämon ist in Careys Augen einzig und allein die Centralisation.

Ein Hannibalshaß gegen England und dessen wirthschaftliche Politik wäre an sich bei einem Bürger der Vereinigten Staaten begreiflich; allein Careys Angriffe auf das britische System athmen keineswegs ausschließlich den Geist nationaler und staatlicher Feindschaft, sondern sie gehen aus einer echten Humanität hervor. Mag immerhin ein Theil der Beschuldigungen aus jenem Motiv erklärt werden, es wird sich die tiefe Wahrheit der wesentlichsten Behauptungen nur aus der uneigennütigen Forschung begreifen lassen, ohne welche es keine ernste Wissenschaft giebt. Stände Careys Streit gegen das britische System als ein vereinzelter, wenn auch oft wiederholter Ausfall in seinem Gedankenkreise da, so würde man seine Beweggründe mit einigem Schein verdächtigen können. So aber ist die ganze Polemik nur eine unvermeidliche Consequenz des Princips der Vermeidung übermäßiger Centralisation, und dieses Princip ist selbst wiederum nur eine Folge der Einsicht, daß die Annäherung der Producenten und Consumenten eine unumgängliche Voraussetzung des socialen Wohlbefindens sei.

Das nahe Beieinanderwohnen derjenigen, welche die Rohstoffe hervorbringen, und derjenigen, welche dieselben verarbeiten, erspart nicht nur den Transport der von der ackerbauenden Bevölkerung consumirten Lebensbedürfnisse, sondern schafft dem Landbebauer auch einen nahen Markt für seine Roherzeugnisse. Wenn sich die verschiedenen Gewerbetreibenden in der Nähe des Landwirthes niederlassen, so gewinnt der letztere an beständigen und zuverlässigen Chancen des Absatzes. Hierzu kommt aber noch der viel wichtigere Umstand, daß das Gemeinwesen seine über den eigenen Bedarf hinausgehenden Hervorbringungen nun nicht mehr im rohesten Zustande zu verschicken braucht. Die Wolle des Schafzüchters kann — um das von Carey wiederholt citirte Beispiel Adam Smiths zu brauchen — eine Verbindung mit einer großen Quantität Nahrungsmittel eingehen und in der Form von fertigem Tuch zum Markte befördert werden. Jene Nahrungsmittel, die von dem Arbeiter der Wolle verzehrt worden sind, wären unter andern Umständen entweder gar nicht producirt oder aus Mangel an nahem Absatz vergeudet, oder im besten Falle mit den vielen Unkosten, welche der Transport der Dinge im Rohzustande mit sich bringt, auf einen entfernten Markt geschafft worden. In diesem letzten, unter den vorausgesetzten Verhältnissen noch günstig zu nennenden Falle hätte weder der

Producent noch der entfernte Consument sonderliche Vortheile erzielt. Der Erstere hätte den Transport und einen Theil vom Profit des Händlers, an den er verkauft, und der Letztere d. h. der unmittelbare Verzehrer den größeren Theil des Gewinnes der Mittelspersonen bezahlen müssen.

So zeigt denn schon die Betrachtung dieses einfachen Beispiels, wie wichtig es sei, daß die Nachbarschaft den Verkehr der beiden Hauptgattungen von Producenten sowie dieser mit den Consumenten erleichtere. Die Entfernungen und die Nothwendigkeit der Mittelspersonen sind in Careys Augen zwei Umstände, die vor allen andern die Beachtung des Socialpolitikers verdienen. Bilden sich daher viele locale Mittelpunkte des allgemeinen Wirthschaftsbetriebes der Völker und beschränkt sich die Centralisation auf das durch unabänderliche Naturverschiedenheiten gebotene Maß; wird also an die Stelle des sich selbst zum Zweck machenden Handelsapparates der wahre, möglichst unmittelbar gemachte Verkehr der Producenten und Consumenten gesetzt, so ist das wirthschaftliche Gedeihen der Gesellschaften wohl begründet. Auf der breiten Basis der decentralisirten oder vielmehr nicht ungehörig centralisirten Thätigkeiten kann sich der Gesamtwohlstand der Welt ebenmäßig und harmonisch entwickeln. Völker aber, die künstlich auf bloße Bodencultur beschränkt werden, können sich aus der Dürftigkeit nicht erheben. Ihre Bevölkerung nimmt zu, ohne daß mit ihr zugleich die Industrie wüchse. Die unausbleibliche Folge hiervon ist der Mangel. Denn eine fortgeschrittne Bevölkerung kann sich nicht mehr durch die rohe Art von Landbau, welche der Industrieperiode vorangeht, erhalten. Sie muß zum Theil selbst an Nahrungsmitteln Mangel leiden, zum Theil aber auch in der Fähigkeit, mit ihren andern Noherzeugnissen Fabrikate der Industrieländer zu kaufen, sehr beschränkt bleiben.

Das Mittel, einer verlegenden centralen Ausbeutung entgegenzutreten, ist nun der Schutz Zoll. Indem sich Carey für das Princip des Schutzes erklärt, glaubt er mehr als seine Gegner im wahren Geiste der Handelsfreiheit zu verfahren. Auch sein schließliches Ziel ist die allgemeine Freiheit des Verkehrs; auch er will schon jetzt überall da, wo die Industrie eines Landes der Concurrenz des Auslandes gewachsen ist, die Zölle beseitigt wissen; auch ihm fällt es nicht ein, die Verschiedenheiten in den Naturanlagen der einzelnen Länder zu verkennen und etwa zu verlangen, daß der Weinbau und die Seidenzucht in einem ungünstigen Klima versucht werden soll; auch er weiß die Vortheile einer Theilung und Combination der Arbeit der Nationen zu schätzen; auch er nimmt nicht Partei für eine wirthschaftliche Isolirung der einzelnen Staaten. Allein er hebt einen Umstand hervor, der von den Anhängern nicht bloß der Handelsfreiheit, sondern auch mancher andern Freiheiten allzuleicht vergessen wird: er fühlt instinctiv den kolossalen Unterschied heraus, welcher zwischen formaler und materieller Freiheit besteht.

Die Regel von der gleichen Freiheit der Kräfteentwicklung bringt nicht nothwendig ein wirkliches Gleichgewicht mit sich. Im Gegentheil wird sie häufig die größten Ungleichheiten und Verletzungen zur Folge haben und oft weiter nichts als das sogenannte Recht des Stärkeren zur bequemen Verwirklichung bringen. Eine solche Freiheit ist dann in der That der Raub; sie wird gerade das Mittel einer immer größeren Entfernung vom Gleichgewicht der Kräfte, in welchem die Grundlage der nicht bloß scheinbar, sondern wirklichen und materiellen Freiheit zu suchen ist. Letztere ist stets mit Gerechtigkeit verbunden; sie ist nicht jene bloße Möglichkeit, die auch in den ursprünglichen rohen Zuständen existirt und Naturfreiheit heißen könnte. Sie ruht auf dem Grunde der Gerechtigkeit, indem sie die gegenseitigen Verletzungen ausschließt. Eine solche Ausschließung von offenbaren Verletzungen ist nun aber auch der von Carey vertretene Schutz. Hat ein Volk durch natürliche oder künstliche Mittel vor einem andern einen erheblichen industriellen Vorsprung voraus, so bleibt, um die Unterdrückung der innern Entwicklung abzuwehren, nichts übrig, als vorläufig die Chancen der Concurrenz durch richtig bemessene Eingangszölle gleichzustellen. Durch diesen Act wird nur eine Verletzung, ein wirthschaftliches Unrecht abgewehrt; er ist daher eine That der vorbeugenden wirthschaftlichen Gerechtigkeit. Erstarkt nun die heimische Industrie unter dem Schutz der Zölle, so kann allmählig mit der Herabsetzung der letzteren vorgegangen werden, und es muß schließlich ein Zeitpunkt eintreten, in welchem die eigne Kraft den künstlichen Schutz gänzlich überflüssig macht. Auf diese Weise bahnt sich die allgemeine Handelsfreiheit gerade auf dem Wege der Schutzzölle am besten an. Denn die so erreichte Freiheit ruht auf der Grundlage eines annähernden Gleichgewichts der wirthschaftlichen Kräfte, während die von England gepredigte allgemeine Freiheit nur die Unterdrückung des wirthschaftlichen Schwächeren und die centrale Absorbirung oder mit andern Worten die Monopolisirung der Industrie in den Händen des Inselreichs bedeutet.

Der Schritt, zu dem sich Carey mit der Anerkennung des Schutzprinzips noch im Greisenalter entschlossen hat, scheint in der That der ernstlichsten Beachtung werth. Denn seine socialpolitischen Consequenzen tragen viel weiter, als er selbst wirklich gegangen ist. Unser amerikanischer Autor hat sich darauf beschränkt, das Princip des Schutzes oder, wie man es auch nennen könnte, der materiell gewährleistet und auf die Gerechtigkeit gegründeten Freiheit nur im auswärtigen Handel geltend zu machen. Er fordert vornehmlich für sein Vaterland die beständige Einhaltung einer Schuttpolitik, während er die Zustände Norddeutschlands und des Zollvereins für sehr befriedigend und dem britischen System entgegengesetzt erklärt. Wie nun aber, wenn man den allgemeinen Gedanken, der im Princip des wirthschaftlichen Schutzes liegt, auch auf die kleineren Gruppen übertragen und etwa auf die „Znning der Zukunft“

anwenden wollte? Es ist hier nicht der Ort, socialpolitische Perspectives auszumalen; jedoch möchte die Andeutung der Tragweite des Schutzprincips ein Fingerzeig zur praktischen Würdigung von Careys anscheinend entlegenen Theorien sein.

Wenn sich der Gedanke einer auf dem Grunde der Gerechtigkeit ruhenden wirtschaftlichen Freiheit, ja wenn sich nur überhaupt der Begriff des volkswirtschaftlichen Rechtes durch den Einfluß Careys Bahn bricht, so müssen die herrschenden Ansichten über Freiheit und Unfreiheit eine nicht unerhebliche Modification erfahren. Im Kleinen wie im Großen, im innern Rechtsverkehr wie im auswärtigen Handel, in der Gestaltung und Abmessung der Rechte der Corporationen wie in den Verhältnissen der Nationen muß jenes Princip von praktisch eingreifender Bedeutung werden. Die innere wie die äußere Socialpolitik würden sich, falls jenes Princip Boden gewänne, entschließen müssen, neben der gewöhnlichen Rücksicht auf die allgemeine formale Gleichstellung und Freiheit auch die materielle Ausgleichung der allzu verschiedenen Chancen ins Auge zu fassen. An die Stelle einer bloßen Formalpolitik würde eine materielle, die wirtschaftliche Gerechtigkeit nicht hintansetzende Staatskunst treten. Vor allem würde der Grundsatz des Gehenlassens und der Nichteinmischung des Staats in die Angelegenheiten der Gesellschaft eine praktische Kritik zu bestehen haben. Mit der theoretischen Prüfung dieses jetzt von der englischen Schule überall gepredigten Grundsatzes hat Carey bereits einen ernstlichen Anfang gemacht. Er widmet eines seiner interessantesten Capitel ausschließlich der Besprechung der Theorie des *Laissez faire*.

Nachdem wir die im engeren Sinn volkswirtschaftliche Bedeutung Careys aus seinen zwei epochemachenden Sätzen über den Gang der Bodencultur und über den Grund der wirtschaftlichen Werthschätzungen kennen gelernt und uns hierauf durch die Betrachtung seines Principes der natürlichen Decentralisation und des unter Umständen nothwendigen Schutzes einen Begriff von der socialpolitischen Bedeutung unsres Autors verschafft haben, möchte es auch noch lohnen, seiner wissenschaftlichen Methode einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Carey liebt es, von naturwissenschaftlichen Vergleichen auszugehen. Er scheint sogar seine Hauptsätze zum Theil am Leitfaden solcher Vergleichen aufgefunden oder wenigstens die erste unbestimmte Idee zu ihnen auf diese Weise erfaßt zu haben. Auch hat er dessen kein Hehl, daß er von vornherein annehme, die Naturgesetze und die Gesetze der sittlichen und wirtschaftlichen Welt müßten nicht nur in völliger Uebereinstimmung befindlich sein, sondern dem tieferen Blick sogar eine gemeinsame Form und ein gleichartiges Gepräge verrathen. Die Identität der Moral- und Naturgesetze ist erst jüngst in Deutschland zum Gegenstand eines ganzen Buches gemacht worden; Carey widmet ihr zwar nur ein einziges Capitel, läßt sich aber von der Voraussetzung der-

selben in allen seinen Untersuchungen unausgesetzt leiten. Ein Motto aus Keplers *harmonia mundi* kündigt gleich auf dem Titelblatt der „Principien der Socialwissenschaft“ den auf Einheit und Uebereinstimmung der natürlichen und socialen Welt gerichteten Sinn unverkennbar an. Man erwartet eine großartige Auffassung der menschlichen Dinge, und man täuscht sich in der That nicht. Die besondere Bekanntschaft mit den Einzelheiten des careyschen Werkes vergewissert uns, daß wir es mit einem hochfliegenden Denker zu thun haben, der die Verhältnisse des Sonnensystems mit den Beziehungen des menschlichen Verkehrs und den Gestaltungsformen der socialen Welt in Zusammenhang zu setzen weiß. Er findet das Gesetz der ebenmäßigen Decentralisation d. h. des Zusammenwirkens localer und centraler Kräfte im Sonnensystem wieder; ja er betrachtet diese relative Selbständigkeit, welche den einzelnen Sphären von der Natur eingeräumt wird, als eine allgemeine, die Natur wie die sociale Welt umschließende Nothwendigkeit des Bestehens. Es ist wahr, daß die naturwissenschaftlichen Bilder Careys nicht überall wirklichen Aehnlichkeiten entsprechen oder auf ein gemeinsames Gesetz deuten. Bei solchen Verallgemeinerungen liegt die Verirrung in vage bedeutungslose Beziehungen allzu nahe, als daß ihr irgendein Denker leicht entginge. Die Vorstellungen von einem Antagonismus zweier Grundkräfte sind alt und laufen schließlich auf die Nachweisung von Gegensätzlichkeiten in allem Dasein und in allen Lebensäußerungen hinaus; sie passen daher auch eben ihrer Allgemeinheit wegen auf die entlegensten Formationen; sie gelten allerdings für die Verhältnisse des Sonnensystems wie für die harmonischen Formen der Gliederung des großen socialen Körpers. Allein der nüchterne Sinn fordert einen Verzicht auf dergleichen Annäherungen; wenigstens räumt er nicht ein, daß der Leitfaden dieser unbestimmten Analogien die allgemeine Methode sei es der Auffindung sei es der Darstellung der Wahrheiten specieller Fächer zu werden verdiene. Wenn also Carey so glücklich gewesen ist, auf jenem Wege bedeutungsvolle Aufschlüsse zu gewinnen, so sind die Erfolge als subjective Eigenthümlichkeiten zu betrachten. Er befindet sich in dieser Hinsicht in demselben Fall mit einigen großen Forschern, in denen das wilde Gähren der Ideen die schließliche Absezung reiner und vollgiltiger Wahrheiten einleitete. Er erinnert an den großen Mann seines Motto, an den bekanntlich zuerst ausschweifend phantastischen Kepler.

Das Gesetz der festen chemischen Mischungsverhältnisse hat sicherlich sehr wenig mit den Größenverhältnissen der socialen Gruppen, aus denen sich die Gesellschaft zusammensetzt, zu schaffen. Dennoch hat Carey an diese Analogie eine seiner schönsten und fruchtbarsten Anschauungen geknüpft. Seine Lehre von der natürlichen Form der Gesellschaft ist in der That eine Art Uebertragung des allgemeinen Gedankens der Nothwendigkeit fester Mischungsverhältnisse. Die Bestandtheile der Gesellschaft sollen gewisse Größen und Verhältnisse nicht

überschreiten dürfen, ohne daß gesunde Leben des socialen Körpers sogleich zu beeinträchtigen. So wird z. B. ein Uebermaß der Mittelpersonen d. h. besonders der Handelsleute sowie ein relatives Zunehmen der Soldatenzahl (welches jedoch nicht mit der absoluten Vergrößerung der Stärke der Heeresmacht zu verwechseln ist) eine falsche Mischung der gesellschaftlichen Bestandtheile heißen können und die natürliche Form des socialen Daseins gefährden. Doch können wir hier nicht um der bloß methodischen Seite der careyschen Leistungen willen auf vereinzelte, wenn auch noch so interessante Theorien unseres geistvollen Socialphilosophen näher eingehen. Wir müssen es dem Leser überlassen, sich durch unmittelbare Lectüre von den auch in ihren Fehlern anziehenden Eigenthümlichkeiten des careyschen Geistes zu unterrichten. Wir sind zufrieden, wenn es uns gelungen sein sollte, von jenem auch in seiner sittlichen Haltung hochachtbaren Denker einen zum unmittelbaren Studium reizenden Vorbegriff gegeben zu haben. Carey ist ein Autor, der, wie wir aus eigener Erfahrung wissen, bei näherer Bekanntschaft immer mehr gewinnt und sogar noch mehr leistet, als der erste schon an sich selbst einnehmende und das Genie verrathende Eindruck verspricht. Dg.

Erinnerungen aus der Leipziger Schlacht.

1.

Die Tage der alljährigen Erinnerung an die Völkerschlacht bei Leipzig nähern sich wieder einmal, und so möge es einem Theilnehmer an dieser weltgeschichtlichen Begebenheit vergönnt sein, Einiges von dem, was er damals erlebte, beobachtete oder erfuhr, mitzutheilen. Manches davon ist dem Publicum bereits vorgeführt worden, aber in tendenziöser Darstellung, Anderes wird neu sein, und wenn es nur Dinge betrifft, die neben den großen Hauptbegebnissen sich ereigneten, so mag daran erinnert werden, daß bei der Bedeutung der Schlacht für unser Vaterland und die Welt überhaupt, auch die Feststellung von Nebendingen von Wichtigkeit ist.

Wenn nun, wie ich soeben erwähnt, diese Begebenheiten dem lesenden Publicum, und zwar in weiten Kreisen, so speciell durch das Journal „die Gartenlaube“, bereits bekannt geworden, so war die gewählte Darstellungsweise